

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

20. Jahrgang

Lienz, 27. November 1952

Nummer 11

Geschichte der Pfarre Lienz

Von Josef Stadlhuber

Das Benefiziatenhaus zu St. Michael, der Ausgang zur Pfarrkirche, der manchen Älteren Personen „gar beschwerlich“ war, die Friedhofsmauer waren Gegenstand seiner eifrigen Bautätigkeit. Als er starb, betrauten ihn nicht nur die Lienzer, sondern auch Windisch-Matrei, beissen Pfarrer er vorher gewesen war. Er hatte wegen seiner in München und Salzburg erworbenen Gelehrsamkeit solchen Eindruck gemacht, daß Graf Johann von Wolfenstein als seinen Nachfolger einen Verwandten des Selbigezogenen vorschlug, wahrscheinlich seinen Neffen (Christoph Pernol, sein Bruder, hatte als Schulmeister von Matrei die Ehe der Schwester mit dem angeesehenen Georg Kleppenhammer vermittelt).

Dieser Neffe ist Christian Kleppenhammer (1629—1663). Seine Amtszeit gibt dem 17. Jahrhundert in Lienz das eigentliche Gepräge. Er war geboren in Winnebach (1597), studiert in Graz, erwirbt den Doktorgrad der Theologie und wird Kanonikus in Linz. Obwohl nicht Dekan (dieses Amt wird dem Pfarrer Christoph Trojer in Virgen übertragen), nimmt er doch bedeutenden Einfluß auf die Weiterbildung des Klerus. Er gestaltet die Zusammenkunft am dritten Sonntag nach Ostern anläßlich des feierlichen Götter Jahrestages zu einer vielbesuchten Pastoralenkonferenz aus, die sogar von Hall aus beschickt wird (als noch nicht das Damenstift Inhaber der Pfandherrschaft war!). Unter ihm nimmt das fleißige Leben einen solchen Aufschwung, daß die Pfarre Lienz im Visitationenprotokoll von 1660 als Musterpfarre und er selbst als „ganz außerordentlich eifriger Priester, guter Prediger, voll Sorge zu Armen und Kranken“ bezeichnet wird. Dabei hatte er vielerlei Schwierigkeiten zu überwinden. Die Wolfensteinner hatten in ihren immer

größer werdenden Geldschwierigkeiten die Hand auch auf Güter der Pfarre gelegt und sogar Jahntagekapitalien an sich gerissen. Bei der Konkursabhandlung sucht der Pfarrer mit besonderem Eifer die Rechte der Pfarre zu wahren, was ihm in Anbetracht der Verwahrhaftung freilich nicht ganz gelungen ist. So mußte die Stiftung der Wörzlichen Wochenmessen auf eine einzige eingeschränkt werden, da die Kapitalien den Unterhalt eines Benefiziaten nicht mehr gestatteten. Die Bruderschaften wurden stark beeinträchtigt, die liegenden Güter konnten nur mit Mühe aus der Konkursmasse herausgezogen werden. Eine andere Sorge war die Streitigkeit zwischen dem Jungmeister und dem Organisten um die Schullinder, sodaß die Schülerzahl zeitweilig auf 16 sank. Das persönliche Wesen des Pfarrers brachte aber bald eine Beilegung des Streites zustande — er wurde dafür von der Stadt öffentlich belobt.

Als in die Augen fallendes bleibendes Werk ist ihm die Errichtung des Hauptaltars in der St. Antoniuskirche zuzuschreiben, der die Unterschrift „Alles zur Ehre Gottes und des hochheiligen Antonius 1660. C. W.“ trägt. Die Pfarre zählt unter ihm 2774 Seelen, sein Häretiker ist darunter, was für die kommende Zeit bedeutsam werden sollte.

Während der kurzen Sedisvakanz, die knapp ein Jahr dauerte, versah Dekan Müller, der vordem Kaplan gewesen war, unter großem Lob die Pfarre, sodaß man ihn schon als den kommenden Dekan ansah.

Aber die Pfarre erhielt Paul Dinzl von Ungerburg, der bischöfliche Hofkaplan von Wien, der sich in Philosophie und Theologie den Magistergrad erworben hatte (1664—1680). Nach dem Tode des Virgenter Pfarrers Trojer, der

die Dekanatsgeschäfte bis dort versehen hatte (1668), erhielt er auch die Würde eines Dekans, die sein Vorgänger nie erreichen konnte, aber dafür mit der Verleihung eines Wappenbrieves entschädigt worden war. Paul Dinzls Dekanatszeit durchzieht wie ein roter Faden die Aufregung wegen der bekannten Defereger Reliquienstöberer. Er selbst wurde des öfteren damit befaßt, er leitete Vernehmungen, versorgte die als Prediger eingesetzten zwei Kapuziner mit Nachrichten über die Volkssitten und berichtet dem Erzpriester von Gmünd, Christoph Prigg, über seine Nachforschungen, ob es auch in der Lienzer Gegend Häretiker gäbe. Er konnte nichts entdecken, obwohl er eine ganze Reihe Zeugen „durchaus examiniert“ habe. Lediglich ein gewisser Valentin Rauter habe anläßlich einer Hochzeit eifliche verdächtige Äußerungen getan, aber bei näherem Zusehen habe es sich als harmlos herausgestellt. Seine Seelsorge zeichnete sich überhaupt durch besondere Wachsamkeit für die anvertrauten Pfarrkinder aus, wie das Sterbepuch hervorhebt, während der Visitationsbericht von 1671 seine Predigt-tätigkeit lobend erwähnt. Über die Pflege der Kirchenausstattung und die Feier des Gottesdienstes ergeht er sich überhaupt fast nur in Superlativen. Paul Dinzl verstand es, in Zusammenarbeit mit den reichen Bürgern, besonders dem Kaufmannsgeschlecht der Oberhueber, durch Braut der Paramente und Pflege guter Chormusik den Gottesdienst in der St. Andrä-Kirche feierlich zu gestalten. Nach seinem Tod am 12. April 1680 wurde er vor dem Rosenkranzaltar denn auch mit großem Prunk begraben.

Schon ein Monat später wurde der bisherige Pfarrer von Mgund durch das Damenstift auf die Pfarre Lienz präsentiert. Er war ein noch junger Mann

von knapp dreißig Jahren, aber ausgezeichneten Eigenschaften. Dr. Johann Adam Vogl stammte aus einer begüterten frommen Familie. Seine Schwester Cäcilia war in das Dominikanerinnenkloster eingetreten; mit seinem Bruder Franz Faber zusammen hatte er im Nikolaushaus, dem Vorläufer des heutigen Canisianums in Innsbruck, studiert und war zum Doktor der Heiligen Schrift promoviert worden. Da man wegen seines Alters Bedenken hatte, ihm eine so wichtige Stelle anzuvertrauen, fragte das Salzburger Konsistorium beim Fürstbischof von Brixen an, der ihn näher konnte. Der Erfolg war, daß Vogl zugleich zum Dekan ernannt wurde. Man hatte sich in ihm nicht getäuscht, er erwies sich in seiner 18-jährigen Amtszeit als ein „sehr eifriger Mann“ von etwas heftiger Gemütsart, aber dabei von unbeeugsamem Gerechtigkeitsinn, wie das Visitationprotokoll ausfragt. Er studierte eifrig, war auf den Gebieten der neuesten Forschungen gut beschlagen, hatte besonderes Interesse für die Geschichte, war aber dabei ein durchaus nüchtern Mensch, der sich nicht hinter seinen Büchern vergrub. Er sammelte Gemälde, schrieb Musikalien ab und vererbte schließlich seine stattliche Notenammlung zeitgenössischer Chorwerke der Pfarrkirche. Noch mehr zu loben aber war er als Seelsorger. Er hatte unter der Anleitung der Jesuiten in Innsbruck sich mit den damals modernsten Seelsorgemethoden vertraut gemacht, jedoch er dem Erzpriester von Brixen in diesen Dingen des öfteren Auskünfte erteilen kann. Eine besondere Herzensangelegenheit war ihm die Verehrung der Gottesmutter. Er spendete an all die vielen Kirchen seiner Pfarrei je ein großes Marienbild, führte die Rosenkranzbruderschaft zu neuer Blüte, ließ unter feierlicher Assistenz den Samstagrosenkrantz in der Pfarre halten und geriet wegen der Rosenkranzprozession sogar mit den Karmelitern in Streit;

da er gegenüber der Älteren Kapullerprozession der Mönche nicht nachgeben wollte. Schließlich wurde die Angelegenheit durch einen Vergleich vor dem Erzbischof beigelegt. Wie sein Vorgänger war auch er ein besonderer Freund der Armen und verstand es, anlässlich von Jahrtagsstiftungen auch einen regelmäßigen Betrag für die Bedürftigen zu erwirken. So legen die Erben Johann Oberhüblers zur 200 fl-Stiftung noch 100 fl bei, damit den in der Kirche anwesenden Armen „eine ausreichende Zehrung gegeben“ werden könne. Für die Verstorbenen führt er während der Fastenzeit an sechs Freitagen ein Miserere ein, davon die ersten drei in der Johanneskirche, die folgenden in St. Andrä. Diese Fülle neuer Andachten konnte sich freilich auf die Dauer nicht halten, wie schon das Visitationprotokoll von 1683 bemerkt, als anlässlich der vielen Kreuz- und Blutgänge über das Mittragen der Reliquien und der Kreuzpartikel in silbernen Fassungen gehandelt wird. In seine Zeit fielen die Kriegswirren der Türkenfälle und der Befreiung Wiens, für den eifrigen Dekan ein besonderer Grund des Gebetes, besonders des Rosenkranzes, für die weltlichen und auch die geistlichen Behörden ein Grund zur Einhebung neuer Steuern, des Türkenpfennings. Für den Großteil der Salzburger Kirchenprovinz war der Bischof von Brixen als Kommissär aufgestellt worden, der wiederum verschiedene angesehenere Geistliche mit dieser Aufgabe betraute, darunter auch Dr. Vogl. Nur ungern unterzog sich dieser bescheidenen Geschäften und, wie er sich bittet in einem Briefe beklagt, wäre er lieber, wenn „mehr gebetet, denn soviel getaetet (gerechnet)“ würde. Besondere Sorge machten ihm dafür die „rebellischen Defregger“. Dr. Vogl war nämlich vom Erzpriester mit der undankbaren Aufgabe betraut worden, „heimlich und mit Sorgfalt“ die häretischen Umtriebe zu

erforschen. Daß dabei eine Überfülle von Material für das kirchliche Gericht zutage kam, ließ den eifrigen Dekan erschrecken und man merkt es aus seinen Berichten, die im Pfarrarchiv einen stattlichen Faszikel füllen, wie er betroffen ist, daß die Irrlehre schon so weite Kreise gezogen hat und so hartnäckig verteidigt wird. Er rät zwar von der Auswanderung ab, kann sie aber schließlich doch nur als letztes Mittel billigen. Denn er sieht schon die Anstehungsherde in der weiteren Umgebung von Wien, besonders aber bei eilichen nach Leijach vorübergehend ausgewanderten St. Veitern. So sendet er seine Hilfspriester aus und bittet den Benefiziaten in der Liebburg, sie möchten allerorten gegen die „gefährliche Neuerung“ predigen, so wie es er selber anlässlich der Patrozinien in den Nachbarorten tut. Sein bester Helfer ist nach einem Bericht an den Erzpriester der blinde Priester Bartholomäus Knob, der fast Tag und Nacht in diesem schweren Anliegen den Rosenkranz betet. Als Dekan Vogl im Alter von 48 Jahren 1698 starb, war die größte Gefahr für den Menzler Talboden bereits gebannt. Zu seinem Begräbnis wurde eine feierliche Kirchenmusik veranstaltet, wie er es im Testament gewünscht hatte. Die Organisten aus dem ganzen Pustertal und die Sängler bis von Spittal her gaben ihm das Grabgeleite, da sein Vater in den späteren Lebensjahren Organist in Sterzing gewesen war und die Musikalität des Verstorbenen im ganzen Lande berühmt war.

Gerade leicht hatte es der Nachfolger nicht, Karl Christ Trojer, Freiherr von Anshaimb und Gremsen, war wie sein Vorgänger Jesuitenschüler. Er hatte im Collegium Germanicum in Rom seine Studien absolviert und war sofort Kanonikus an der bischöflichen Kirche von Chur geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Wienzer Bildnisse

(Historische Ausstellung in Schloß Bruck 1952)

Ein ganz kleines aber sorgfältig geschnitten Pergamentbriefchen v. Jahre 1252 mit drei anhaftenden Siegeln, darunter als schönstes das des Brixner Bischofes (s. Abb.) bildete die juristische Grundlage zur heutigen 700 Jahrfeier von Wien, weil sich darin die bis vor kurzem als frühest bekannte ausdrückliche Nennung von Wien als Stadt vorfindet. Sehr bescheiden lag dieses wichtige Dokument neben der schon größeren Verkaufsurkunde des Wienzer Rathhau-

ses von 1476 und der bereits in Großstadt ausgeteilten Rückgliederungsurkunde Österröchs von 1947 unter Glas in der historischen Ausstellung im alten Görzer Schloße. Dies gibt Anlaß, einmal ernstlich über die Bedeutung und Macht eines geschnittenen Wortes nachzudenken und nicht umsonst war daher in dieser Ausstellung auch dem Wienzer Schrifttum ein eigener Raum gewidmet, der gleich eingangs mit dem Wienzer Urkundenbuch von Arhspin, dem 1. Wienzer Ratsprotokolle von 1444 (noch mit der Rose als Wienzer Wappen) und dem Wienzer Ehrenbuche (gel-

stige und politische Vorkämpfer), alle auf blauem Görzer Faszikentuch liegend, zu einem „Altar von Wien“ ausgebildet war. Erst vor diesem Hintergrunde begannen die nun folgenden Führer- und Künstlerpersönlichkeiten von Wien in der richtigen Rang- und Wertordnung der Welt in dieser Stadt aufzusprielen. Zur Illustration der Verbundenheit der am Schicksalsfaden unserer Stadt verwebenden Männer mag ein Brief des Wienzer Parlamentärs, Beda Weber, an seine Mitbürger am Schluß der nun folgenden Zusammenstellung dienen:

Wolcholdus, Graf von Görz und

1) O. S. v. 28. August 1952 „Zur Frage der ersten Erwähnung der Stadt Wien“.

Gründer des Klosters Sonnenburg, bringt auf der Stiftungsurkunde das gemalte Modell dieses Klosters der auf Wolken thronenden Gottesmutter dar. Er selber ist knieend, in Diakonskleidung und entblößten Hauptes dargestellt. Sambarrett und Görzer Wappen — als Insignie — liegen zu seinen Füßen. Um 1030 setzte dieser Mann urkundlich seine Rechte als 1. Abtissin in Sonnenburg ein.²⁾

Ulbert III. von Görz-Tirol mit seiner Gemahlin Euphemia, Gründer des Kammerklosters in Lienz (1349), steht in einem weiteren historischen Bildnis im Stile d. 17. Jhdts. als repräsentativer Fürst gekleidet vor uns. Dieses vom Lienger Georg Oberbacher auf Karton gemalte Bild stellt eine Kopie des sich im Franziskanerkloster befindenden, leider eben nicht zeigensicheren Originales dar.

In der weiteren Reihe der Görzer Fürsten prangte die spanische Holztafel mit Margaretha Maul-tisch (gest. 1369), der Witwe des Vorgenannten und „Herzogin zu Baim zu Kämpten Grauin (Gräfin) zu Tirol“. In großer Pose unter einem Urstuhlrücken gestützt, hält sie zwei Wappen in ihren Händen, während das dritte zu ihren Füßen ruht.

Leonhard von Görz, der letzte dieses Stammes, und Paola von Gonzaga, seine Gemahlin, die auf zwei Fresken und den beiden Görzer Märtyrern in der Kapelle verehrt sind, traten uns noch einmal in Gedenkmünzen und Leonhard außerdem in einer Fotografie der großen Wachsfigur von St. Sigmund (Ferdinandum, Innsbruck) entgegen.

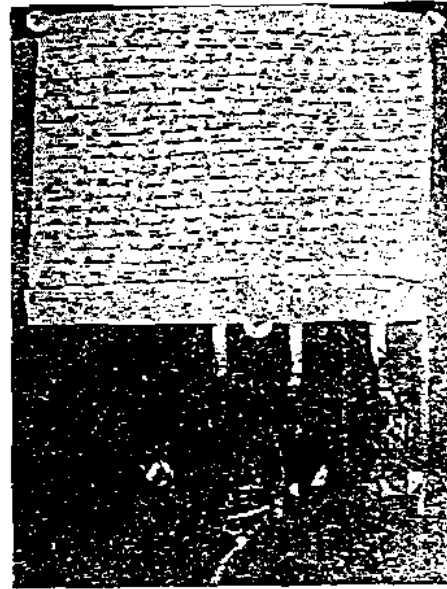
Diesen Görzern gegenübergestellt leuchte vor allem Kaiser Maximilian I., der Erbe der Görzer Herrlichkeit, in mehreren Dürer'schen und Rubens'schen Abbildungen vor dem Beschauer auf. Bei der Übernahme von Schloss Brud teilte der Kaiser in Lienz, wo er gleichzeitig beim Lienger Bildhauer Christoph Gehrer den herrlichen Grabstein für Leonhard in Auftrag gab.

Kaiser Maximilians Palatin, Ritter Florian Waldbaur, blühte als sein kluger, machtvoller Kanzler und Schatzmeister auf uns herab. Dieses Bild ist eine neue Kopie des auch nicht zeigensicheren, aber doch porträtmöglichen Originales aus seinem Vaterhause beim Waldbaur in Ufch.

Vorzüglich aus der Bildermappe „Österreichische Herrscher aus dem Hause Habsburg“ waren auch die anderen, für Lienz bedeutsamen Habsburger, wie Kaiser Friedrich III., der Lienz 1462 erobert ließ; Josef II., der das Kammerkloster aufhob und Schloss

Brud wieder rüchste, andererseits jedoch zehn neue Pfarren in der Lienger Umgebung schuf, auch mit seiner italienischen Braut durch Lienz zog und schließlich Kaiser Franz Josef I., der auf seiner Österreichfahrt um 1900 von Winklern über Döllach nach Oberdrauburg reiste und 1912 die Lienger Kaserne erbauen ließ, in Lichtdrucktafeln ausgestellt.

In Gesellschaft dieser Staatsoberhäupter befanden sich auch die Lienger Stadtoberhäupter, die 15 Bürgermeister der letzten 100 Jahre,³⁾ beginnend mit Dr. Franz Brigl bis herauf zu Kunstmaler Emil Winkler.



Th. v. Helgen an den Salzburger „Erwählten“, Brigen, 21. Dezember 1852, ausbewahrt im Österr. Staatsarchiv zu Wien. Foto: Dr. Kolbner.

Handelsmann Josef Oberhuber, der anfangs Juli des Jahres 1809 für die Lienger Defensionskasse aufkommen mußte und wahrscheinlich am 4. August 1809 die hundert Stück Doppelkufaten als Ration an den französischen General Rusca erlegen ließ, um die Stadt Lienz vor der drohenden Einschüpfung zu bewahren, und daher mit Recht „pater patriae“ genannt werden kann, grüßte als eleganter Vertreter des Bürgertumes in grauer Kollperücke, roter Weste, schwarzem Gehrock mit Goldknöpfen, weißem Spitzenragen und charmantem Lächeln von der Wand herab. Das hellfarbige Bildnis in klassizistischem Stile stammt von einem unbekanntem Meister jener Zeit.

Als Gegenstück zu diesem fungierte ein südländisch und trachtenmäßig gleichzeitiges und wahrscheinlich auch vom selben Maler stammendes Bildnis eines alten Lienger Postmeisters mit markanten knochigen Gesichtszügen und tiefblenden Augen. Die sich in seinen Händen befindliche Papierrolle mit darauf gezeich-

neten Poststufche und Wappen kennzeichnen ihn als einen Vertreter der alten Lienger Familie Welz.

Franz v. Defreggers Selbstporträt in d. v. Jahre 1866 zeigt diesen Künstler als schmerzlichen, energiegelichen „Stürmer und Dränger“ mit noblischem Spitzbart und schwarzer Künstlermütze. Der Gesichtsausdruck verrät die sichere Überzeugung von seinem Künstlerertum und den festen Entschluß ein großer Historienmaler zu werden, gleich seinem Lehrer Piloth, welches Bestreben 1878 mit der Professur für Malkunst und 1883 mit dem bairischen Adelsbriefe gekrönt wurde. Schon aus diesem Jugendbilde blickt uns der Weltmann entgegen, zu dem sich der Dillinger Bauernbub durch seinen Aufenthalt in Paris und München entwickelte. Stilförmig ist dieses Bild noch in der tonigen naturalistischen Malweise der Porzler Schule gehalten.

Hugo Engels Künstlerkopf mit dunklem Teint und dem ersten Graum über den Lippen charakterisiert ihn als jugendlichen Draufgänger etwa aus der Zeit um 1880 nach seinem Studium bei Franz v. Defregger.

Albin Egger-Lienz' Jugendbildnis v. 1884, eine Bleistiftzeichnung, zeigt den traumverdrungenen, jugendlich grübelnden Kunstjüngling.

In diesem Rahmen sind nicht vertreten, dafür in einem eigenen Saale im Kreise seiner Werke ausgestellt, war Karl Hofmann, der sich als Autodidakt durch Selbsterziehung, Stararbeit und Weltreisen zum eigenständigen Landschaftler Dillrols emporarbeitete.

Auch der kleine Gegner des großen Malerfürsten Albin Egger-Lienz, Karl Untergasser (1855—1940) gesellte sich zu den übrigen Männern der Kunst und Wissenschaft der letzten 150 Jahre in Lienz. In seinem Nebenben der Künstler mahnend, blickt er mit zerrauten Haaren und fliegenden Künstlermütze mutig, ja herausfordernd in die Welt. Man würde aus diesem Bildnis keinesfalls auf seine Liebe für Burgenromantik, so sehr für gotische Innigkeit und Frömmigkeit schließen können.

Josef Steiner (1865—1908), der ausgetrocknete Schülbling und Schüler Defreggers, läßt aus seinem Selbstbildnis eine wahrhaft furiose Künstlerseele herauskriechen, die an barocke Leidenschaft gemahnt.

Nur mehr in Fotografie war der jüngste der verstorbenen Lienger Maler Adolf Guggenberger (1896 bis 1933) zu sehen, während man sich für die Maler der Jahrhundertmitte, den Landschaftler Stemberger und den Porträisten Gatterer, nur aus ihren in der Ausstellung vorhandenen Werken noch ein Bild machen konnte.

2) Dr. Herm. Wiesflecker „Die Regesten der Grafen v. Görz u. Tirol, Photographen in Ratten“, I. Bd., S. 18.

3) D. H. v. 21. März 1952 „Skizze zur Geschichte der Stadt Lienz“.

Hausmarken des Gerichtes W.-Matrei 1804

Seit alters hat man versucht, sein Eigentum zu kennzeichnen. Die Hausmarke ist ein solches Besizerzeichen, das auch heute noch hier und dort in Verwendung steht. (Siehe z. B. Dr. Richard Pittioni in „Österr. Zeitschrift für Volkskunde“, Heft 3/4 1952!)

Die verstorbene Heimatforscherin Rosa Ghedina-Dernier hat die Hausmarken der Gemeinde Matrei gesammelt. Wenn die Sammlung auch nicht lückenlos gelungen ist, so gibt sie doch einen interessanten Einblick in diese nicht selten runenhaft anmutenden Zeichen, mit denen der Hofbesitz: Werkzeuge, Geräte, Fahrzeuge, Geschirre, Musikeln, Brunnenröhren usw. gezeichnet wurde. Die Hausmarke haftet also am Gut, nicht an der Familie. Sie wird vom Käufer des Hofes mit diesem übernommen.

Außer als reines Besizerzeichen wurde sie gelegentlich auch als Handzeichen für schriftunkundige Zeugen in Gerichtsakten oder an Stelle der Unterschrift in Matrikelbüchern verwendet. Sie wurde selbst nicht selten in das Familienwappen aufgenommen.

Wie zahlreich solche uralte Einrichtungen mitunter sind, erweist die Tatsache, daß z. B. in Kapell heute noch Hausmarken im Gebrauch sind. In Matrei sind sie als Holzmarken heute noch fast durchgehend in Verwendung.

Daß auch in anderen Gegenden unserer Heimat die Hausmarken bis heute lebendig geblieben sind, erweist in der Zeitschrift für Österreichische Volkskunde Dr. Richard Pittioni über deren Weiterleben im Gasteinertale. Es ist bemerkenswert und verdient hier festgehalten zu werden, daß der Teil Osttirols, in welchem sich der Gebrauch der Hausmarken einigermaßen bis heute erhalten hat, bis in nicht allzuferne Vergangenheit ebenfalls zu Salzburg gehörte, so daß man wohl an urfächlichen Zusammenhang denken kann.

Verwendet werden am häufigsten einfache Striche, Winkel und Dreiecke, verschieden gruppiert und kombiniert, römische Zahlzeichen, lateinische Buchstaben; arabische Ziffern fehlen auffallenderweise ganz. Manches Zeichen wirkt ausgesprochen runenhaft und mag wohl beträchtlich älter sein als etwa die römischen Buchstaben oder Zahlzeichen.

1. Hintermarkter Rote

Besitzer:	Hausmarke:	Marke:	Anmerkung:
Ursula v. Lasser Bergrichter- oder Zollhaus			
Binzeng Stampfer Sattler		X	1807 Peter Stampfer
Anton Wallner Nischberger		AW	1810 Franz Wohlgenuth
Leonhard Wibmer u. Anna Bergerin Hinterbräu			1807 Simon Danzl 1811 Anton Wibmer
Thomas Tratner Schmiedl-Regal			
Matthias Grtzer beim Untergrtzer			1810 Matth. d. J.
Franz Bürkner Wödenhaus		III	frei Wigen
Josef Lotterberger			
Theres Klettenhamerin Kürschnerhäusl			
Salob Leonh. Klettenhamer Reichenhaus		K	
Gabriel Niederegger Schneiderrhäusl am Gaberhäusl		M	
Josef Steiner am Judenhaus		Δ Δ	Georg Rainer 1807 Martin Niederegger
Johann Reisinger Schuhmacherhaus			frei Wigen

2. Vordermarkter Rote

Simon Berger Schneider Brantweinhäusl		II	1810 Josef Berger
Franz Steger		F	1806 Peter Unter-(wir?)
Dorenz Oberfeldner Kampfeneggshäusl			
Erasmus Köfler Schmiedlshäusl		I	
Thomas Feldner Eisehnerhäusl am Rüglgäßl		III	1806 Josef Metzlger, frei Wigen
Joh. Kasp. Wohlgenuth		V	besitzt drei Häuser
Josef Gregor Rautter		Z	1806 Thomas Feldner, Binder-Regal
August Obermahr		N	
Johann Erlacher Guterer		H	
Sebastian Rainer Tratnerhaus		IX	
Johann Berger beim Mahrtort		II	1807 Andrá Borstschner
Blasi Köfler			1808 Thomas

3. Rotte an der Söniggasse

Besitzer:	Hausname:	Marke:	Anmerkung:
Christian Bercher			Schmiedregal
Franz Gartner	Erbschmied	IX	Schmiedregal, Hofurbar
Franz Edl	Konradmühle	E	1810 Dirgfl Edl
Johann Rabacher	Läufenhäusel		
Mathias Mohr	von der Saag		
Sebastian Huber	Bäckenhaus beim Bauernfeind	III	1806 Wolfgang Egger 1811 Josef Berger
Elisabeth Stallerin	am Sönigörglhaus		
Anna Winklerin sel. Erben	Schnedes (?)		1807 Michael Grater
Kodrus Reisinger	Bercherhaus	M	1811 Franz R.
Andrã Weber, Mehger		Δ	
Jakob Bergler	Gradnerhaus	-Δ	1808 Gakus B.
Jakob Bergler	v. Furterhäusel		
Josef Millmann	Oberländerhäusel	X	1807 Regina Gumpin
Blasi Obermahr	Sönigblasenfesche		
Mathias Oberjamet	Sibererhaus	Δ	1811 Johann D.
Weit Klauinger		II	
Gertrud Niedereggerin und vier Schwestern		V	1811 Weit Berger
Josef Gregor Rautter	Grändlmühl u. Haus v. Hoffkatt		

4. Ober-Pattergasser-Rotte

Therese Mojerin	Klaunzbichhäusel	W	
Balthasar Lausch	Sölnhaus	ΔΔ	
Margareth Untertoggerin	Binderhaus	Y	1810 Kalner
Ruppert Steiger, Weber	Mehgerhaus	III	
Michael Weber, Maurer	Bäckerhaus	I	
Andrã Edl	Dapenhäusel		

Dienger Bildnisse

(Fortsetzung von Seite 3)

Neben und unterhalb der Bildnisse dieser Dienger Maler war auch den gleichzeitig schaffenden Bildhauern jener Epoche durch ihr Porträt in Fotografie ein Denkmal gesetzt.

Da gruppierte sich vor allem der Künstlerkreis um Josef Gasser (1816—1900) und Johann Dorer Franz Josefs I. Hofbildhauer in Wien, aus Prägaten. Josef Gasser, Kaiser gehört nur deshalb in diese Reihen, weil er viele der Dienger Bildhauer aus jener Zeit, denen unsere eigentliche Betrachtung gilt, an sich gezogen und beschäftigt hatte.

Karl Zuetzsch (1823—1902) stammt zwar aus Mitteldorf bei Dirgen, war jedoch durch die Übersiedlung seiner Familie nach Patriasdorf bei Stenz dort beheimatet. So manches neugotische Kunstwerk in den Kirchen der Umgebung von Stenz, darunter die Kanzelfiguren beider Dienger Pfarrkirchen, geben Zeugnis von seinem Können. Das von dichtem Bart und schweren dunklen Locken umrahmte Antlitz läßt einen düsteren, unausgeglichenen Charakter erkennen, der schließlich im allzu Materiel-len versank.

Sein nur um zwei Jahre jüngere Kollege Jakob Silber (1825 bis 1917) aus Linet, ein international berühmter fahrender Sänger, der durch 20 Jahre seine gajstlichen Zeite in Delsach aufgeschlagen hatte, war trotz starker Ähnlichkeit mit Zuetzsch im Äußeren (großer Bart) von ganz anderem, nämlich von frohem und heiterem Gemüte. Er scheut, nach seinen edlen, neuklassizistischen Werken, wie des Wämnter Kreuzstares oder der „Trauermiden“ in Schloß Brud zu schließen, ein gläubiger Schöngest gewesen zu sein.

Matthias Oberegger von Gaimberg (1828—68), der dritte im Bunde, dürfte neben dem mit kaiserlichen Orden gezielten Gasser der tatkräftigste dieses Aleeblattes gewesen sein. Eine lebensgroße St. Josef Statue in Altus und ein Apostel in Nikolsdorf, sowie das Modell zu seiner großen Veronika der Dorotheikirche zu Wien in Schloß Brud sind die wenigen, seiner Heimat verbliebenen Werke.

Jakob Mitterer aus Stenz (1900 bis 1944), den sein Künstlerweg nach Berlin führte, wo er sich als Porträtist in Stein einen bedeutenden Ruf erwarb, stellt sich uns als erdverbundener und lebensbejahender Mensch vor. Eine Gedächtnisausstellung im Frühjahr 1953 wird uns den als Opfer des Krieges allzusehnell Dahingegangenen in seinen Werken näher bringen.

Am diesen Männern der bildenden Kunst gegenüber blickten auch die großen Geisteskinder derselben Zeit aus ihrem Rahmen:

Chronologisch und an schriftstellerischem Nachlasse an erster Stelle steht der berühmte steirische Historiker, Professor an der Grazer Universität, Vater Albert v. Muchar (1786—1849), der als einer der ersten auch die römischen Reste in Ugunt untersuchte. Sein noch barock geformter Krauskopf steht mit kühnsten Augen, jedoch fröhlichen Augen in die Ferne.

Ein etwas jüngerer Zeitgenosse, der Benediktinermönch und Parlamentarier Beda Weber (1798—1858), verrät durch seinen scharfen Blick hinter der Brille und den verkniffenen Mund den typischen Politiker, der gerade eine seiner vielen Reden gehalten oder zu Papier gebracht haben könnte.

Den beiden geistlichen Philosophen folgen zwei Mediziner, Dr. Emanuel v. Hibler (1865—1911), der große Bakteriologe an der Innsbrucker Universität, der in jungen Jahren als Opfer seines Berufes starb, und der Landarzt und Poet, Adolf Purtscher (1819—50), in der Liebburg geboren und auch frühzeitig an einer Infektion gestorben, nachdem er bereits als Student i. J. 1848 in den Österrei-

chen Reichstag gewählt worden war. Der romantische Ausdruck im Porträt und sein literarisches Nachlass stempeln ihn zum Humanisten (ausgezeichneter Kenner der griechischen Sprache) im Gegensatz zu dem klar- und tiefblickenden Forscheramtlich, das uns aus Hibliers Bild entgegentritt. Den geistreichen und fideles Studenten in Frack und Zylinder, den späteren unbezweifelten Kanzleibankhüter und „Dichter an der Frau“, Franz Sittlerle (1836—1900) zeigte eine kolorierte Zeichnung Andrae Gatterers, des Tiroler Viehweizermalers.

Auch der letzte Tiroler Ehrenbürger — vor den zwei Ernennungen anlässlich des Stadtfestes — der bekannte Kunstfotograf und Astronom Dr. Josef Riederer (1872—1947), der den Namen seiner Vaterstadt Tirol durch die Entdeckung der neuen Sternbilder „Luencina“ und „Uguntina“ in den Himmel schrieb, war in der Ausstellung auf einer großen Gipsplatte, hergestellt vom österreichischen Münzfabrikant in Wien, abgebildet.

Schließlich blieben auch die Vertreter der drei geistlichen Anstalten in Tirol nicht vergessen:

Dekan Gottfried Stemberger

(1861—1938), der „quasi Bischof“ auf dem Tiroler Dekanatsstuhl; Vater Innocenz Bioner (1865—1914), der Bioner von Ugunt, und die zwei tapferen Dominikanerinnen aus Dillingen bei Augsburg, die 1634 das seit 1613 verwaiste Tiroler Kloster, welches für die Erziehung der weiblichen Jugend seither so viel leistete, neu besiedelten.

Und nun mag der eingangs angeführte Sprecher als Vertreter für alle hier Genannten in seinen Worten lebendig werden und uns den Dank für die treue Verbundenheit mit ihnen aussprechen:

„Verehrteste Landsteuere! Ihr habt mir die Ehre angetan, mich zum zweiten Erfakmann ins Deutsche Parlament zu wählen. Ich danke Euch von Herzen für diese unerwartete Aufmerksamkeit, die mir von niemandem lieber ist, als von Euch, unter denen ich aufgewachsen bin, an die ich stets mit besonderer Liebe zurückdenke, wenn auch vom Gesicht in weite Ferne geführt.

Frankfurt am Main, den 1. Juni 1848.

Beda Weber, Mitglied der Deutschen National-Versammlung.“

Dr. Franz Kollreider.

Kulturhistorisches aus Osttiroler Gerichtsbüchern

(Schluß.)

+ Josef Oberforcher

Besonders arg müssen es bei solchen Anlässen die Deferegger getrieben haben, wenn man dem Schreiben des Pflegers Schranzhofner in Virgen an seinen Untertäniger Lausch in St. Jakob i. Defr. vom Jahre 1754 glauben darf. Er sagt, es sei der Obrigkeit „mißfällig“ zu vernehmen gekommen, daß im Gericht Deferegger die „löbliche Wurich“ anlässlich von Hochzeiten sich unterziehen „bei denen fürgehend oder daneben fahrenden Fueterhäusern“ mit Bischofen zu schleßen. Nicht weniger soll ein solcher Mißbrauch mit neun oder zehn Stunden dauerndem Krapsenbächen am Vorabend der Hochzeit eingeschlichen sein, „wodurch bei ohnehin hitzigen Häusern durch die beständige Hiß leichterdlingen die darauf stehende Kammer, folgsam das Haus angezündet werden kunte“. Der Richter soll daher den Defereggern „das hochzeitliche Schleßen, das unnütze Krapsenbächen und die überflüssigen Frühstückzehrungen bei 6 Taler Straf gemessen“ verboten.

In vielen Stippfaltrien (Zeugnisse der ehelichen Geburt) aus dem Gerichte Ultras wird bezeugt, daß bis 1624 die Trauung vor der Kirchpforte stattfand. Es werden da die Kirchen Ultras, Alsch, Ußling, St. Justina, Mittelwald, Bannberg und Lillach genannt. Dieser Brauch, der einst weit verbreitet war, ist östlich der Tiroler-Krause und in den

Spekkältern nicht nachweisbar, wie es sich damit Strauaußwärts verhält, ist mit unbekannt.

Angaben über eigentliche Hochzeitsbräuche, welche die einzelnen Älter der Ehegeschickung umranken, sind in den Gerichtsbüchern nicht zu erwarten, aber hier und da findet sich doch darüber eine Bemerkung.

So wird 1588 bezeugt, daß vor 32 Jahren Ambros Kammerlander in Thurn die Katharina Ploherin vom Gaimberg heiratete. Da sei der Brautgarn mit den geladenen Gästen auf den Gaimberg gezogen „vor des Brautvaters Behausung, da hab der Brautführer Anbrä Alderer an der Sauchen im Namen des Brautgarns der Braut begehrt, die ihm dann durch den edlen feinen Heinrich Willenstein, derselben Weil gewesen offizialischen Amtmann zu Straßendorf, als ein Geladener auf der Braut Seiten, vom Haus heraus anbesolchen und zugeestellt worden sei.“

Am Jahre 1669 bezeugt Peter Mattersberger, daß er „vor 47 oder 48 Jahren, als damaliger junger Stöhl, bei des Peter Obenselders unterm Klauswald Hochzeit Stiftrager gewesen und das Brautvolk zu Morgens vom Haus aus in die lobwürdige St. Albans Pfarrkirche aßle (zu W.-Mattel) zum Gottesdienst und Eheverpflichtung, folgendes nach ein-

genommener Matzeit und Vollenbung des Ehrtranz wiederum nach Haus begleiten helfen. Der Gort Mattersberger habe eines Festtags davor daselbst Brautvolk auf dem Kirchplatz und im Markt ihre Bestreumdt und wohl Bekannte zu solcher Hochzeit einladen gesehen: der Paul Holzer am Feld aber verneimt, er wuß sich noch gar wohl zu erindern, daß dieselb Hochzeit nächsten Tags nach St. Albain gehalten worden und er des Tags zuvor in dem Obenselderschen Haus bei dem Abendanz gewesen sei.“ Ein bestellter Stiftrager bei einer Hochzeit wird auch 1616 in W.-Mattel erwähnt. Unter „Stiff“ ist wohl eine große, hohe Weintanne zu verstehen.

Aus Gähingers (richtig Wernspacher) Geographie und Statistik der Herrschaft Lengberg bei Tirol, 1806. (Manusk. F. B. 2120 im Ferdinandeum) wäre noch anzufügen, daß damals „die Trauten- und Lengberger, deren Kirchweg am Schlosse Lengberg vorbeiführt, wenn jemand aus diesen beiden Fraktionen heiratet, am Hochzeitstag in der Frühe vor ihrem Kirchzuge dem jeweiligen Pfleger den ersten Lanz machen mußten, oder dafür einen Widder zu geben hatten; wogegen der Pfleger die Verbindlichkeit hatte, wenn einer aus diesen Fraktionen starb, der selbst kein Pferd hatte, die Leiche nach dem Kirchhof zu führen. Dies

nannte man: dem Pfleger die erste Ehr, bzw. der Pfleger gibt die letzte Ehr.

Beim Brautstehlen und dem weiteren Verlauf der Hochzeit scheint bei uns in Ostrol nie ein ernstlicher Unfug verübt worden zu sein, der Anlaß gegeben hätte, uns darüber zu berichten.

Auffallend ist auch die äußerst seltene Eriohnung eines Nach- oder Ehekragens und wenn, dann nur bei Frauen.

„Eier im Schmalz“ als Frühstück am Tage nach der Hochzeit, fand ich nur einmal in Leisach genannt, kommt aber in behördlichen Verböten öfter vor, sonst heißt es z. B. 1653 in W.-Matrei: „Frühstuppe am Tage nach der Hochzeit.“ Dieses Frühstück beim Wirt, an welchem die nächsten Verwandten des jungen Ehepaars teilnahmen, scheint nicht allgemeiner Brauch gewesen zu sein.

Kinderzahl und Lebensalter

Über die Kinderzahl der bäuerlichen Familien macht man sich gewöhnlich falsche Vorstellungen. Ich meine hier nicht die Geburtenzahl, die nur in den Pfarrmatrikeln eine Rolle spielt, sondern diejenigen Kinder, welche das mannbare Lebensalter erreichten. Diese Kinderzahl erreichte auch in früheren Jahrhunderten, wie heute, kaum hier im Mittel pro Familie. Nicht wenige Ehen sind unfruchtbar, zwei und drei Kinder sind häufig, sechs, acht und mehr Kinder kommen nicht so oft vor. Die Kindersterblichkeit war groß; ich erinnere da nur an die Blatternebenidenen. Die Impfung wurde bei uns erst 1804 eingeführt, aber noch lange nicht streng durchgeführt. Viele Frauen starben im Kindbett, denn vor circa 1780 gab es am Lande keine gelehrten Hebammen, da mußten sich die Frauen gegenseitig selbst helfen. Der Arzt in der Stadt kam für den Bauern nur in seltenen Fällen in Betracht.

Über die Lebensdauer der bäuerlichen Bevölkerung wäre zu sagen, daß diese sicher kürzer war als heute. Wenn einer die Sechzig überschritten hatte, wurde er schon als hohen Alters, „baufällig“ und abgearbeitet bezeichnet. Immerhin erreichten Einzelne wirklich ein sehr hohes Alter und ich möchte hier diejenigen nennen, welche ich als 100 und mehr Jahre alt in den Gerichtsbüchern fand. Das angeführte Datum ist jenes, unter welchem ich die Angabe in den Verfabbüchern vorfand.

1664, 30. Oktober: Balthasar Troher zu St. Jakob in Defr. bei 116 Jahre alt, erscheint noch als Zeuge vor Gericht.

1762, 3. November: Christian Haslacher in Kals starb kürzlich im Alter von 109 Jahren.

1755, 29.änner: Agatha Tscharnidling zu Görttschach ist jüngst im Alter von 106 Jahren gestorben.

1594, 31.änner: Peter Grödling auf Görttschach, 103 Jahre alt, macht Testament und ändert dies am 4. Feber 1595.

1754, 24. Feber: Maximilian Schneider am Leich in Defr. starb im Alter von 103 Jahren.

1665, 13. Jull: Hanns Pfannhauser in Kleng, seiner Reikung nach über 100 Jahre alt, als Zeuge vor Gericht.

1735, 5. März: Michael Abrecht Söhlhäusler zu St. Nikolaus bei W.-Matrei, seiner Angabe nach bei 100 Jahre alt, bei gutem Verstand und persönlich bei Gericht erscheinend, übergibt sein Haus dem Sohn.

1744, 18. April: Paul Predlauer am Rain am Glanzerberg zu W.-Matrei, 100 Jahre alt, ist gestern gestorben.

1755, 15. Dezember: Anna Fröhbergerin des Mathers Schachner zu Mittlbork in Birgen, Witwe, über 100 Jahre alt, ist unlängst gestorben.

1686, 25. Jull: Johann Stretschowohl, Gärtner und Bürger zu Kleng, 100 Jahre alt, ist heute gestorben. (Matr. Kleng.)

1755, 13. Oktober: Eva Besterin, des Christian Kriehhuber am Gries in Birgen, Witwe, circa 100 Jahre alt, macht Testament.

1762, 16. Feber: Helena Ketschbaumverin auf Schwoinach, Witwe, 100 Jahre alt, ist gestern gestorben.

1771, 10. Feber: Gregor Hopfgartner beim Schmider in der Planetrotte in Defr., 100 Jahre alt, ist gestorben.

Freilich, verbürgen möchte ich mich für diese Altersangaben nicht; andererseits würde die Durchforschung der Totenbücher sicher noch manche andere Personen ergeben, welche ein Alter von 100 und mehr Jahren erreichten.

Tod und Begräbnis

Der Verstorbene wurde in der Stube aufgebahrt. Zu diesem Zwecke wurde der Sörsisch entfernt, auf die Bank im Tischwinkel und ehnen Stuhl in der Mitte das sogenannte „Rechbrett“ gelegt und der Tote darauf aufgebahrt.

Häufig findet sich seit 1648 in den Verfabbüchern von Anras, W.-Matrei und Birgen, Deferegen, vereinzelt aber auch im Ldg. Kleng, bei Verlassenschaftsabhängungen das Ebenläng- oder Kerzenbeten verrechnet. Nach E. Wangerle (D. S. 1926, S. 155) ist dieses Ebenlängbeten in W.-Matrei und Kals noch gebräuchlich und besteht darin, daß über der Leiche aus einem aufgerollten und entsprechend in Stücke geschnittenen Wachsstock ein Kreuz mit drei Querbalken in der Länge und Breite des Körpers gebildet wird und eine Frau dann solange für den Verstorbenen beten muß, bis die einzelnen Stücke des Wachsstockes verbrannt sind. In Kals soll Länge und einfacher Umfang der Leiche das Maß geben. Die Beterin erhält dafür noch den Rechnungsum 20 bis 40 fr oder ehnen Bierling Roggen. Vielfach findet sich Schnaps für die Leichenwache verrechnet und manchmal nicht wenig.

Die Leichen wurden in älterer Zeit vor Ablauf von 24 Stunden nach Eintritt des Todes beerdigt. Noch 1756 verlangt die Obrigkeit, daß wenigstens 24 Stunden abgewartet werden müssen. Später wird diese Zeit auf 48 Stunden verlängert, aber noch 1802 entschuldigt sich der Pfleger in Birgen, daß er diese Vorschrift wegen des Raummangetels in den Häusern nicht durchführen könnte.

1722 heißt es im Landgericht Kleng, daß der Verstorbene im feiertäglichen Gewand auf das Rechbrett gelegt wurde. 1663 und 1667 werden Frauen in W.-Matrei neue Schuhe ins Grab mitgegeben; 1684 ebenda einer Frau ein Paar Strümpfe gekauft und ins Grab gegeben. Man legte Wert darauf, in anständiger Verfassung vor dem höchsten Richter zu erscheinen — wenn diese Schuhe und Strümpfe nicht etwa noch eine besondere Bedeutung gehabt haben.

Die Verwendung von Totenruhen war nur in der Stadt gebräuchlich und da wahrscheinlich nur bei wohlhabenden Leuten. In den Dörfern wurde die Leiche von der „Leichenmaterin“ in einen Kuffen eingewickelt, auf dem Rechbrett festgebunden und so zum Grabe gebracht; hier wurde die Leiche vom Rechbrett losgebunden und über dieses in die Grube hinabdrutschen gelassen. Lag die Leiche im Grabe, dann wurde das Rechbrett daraufgelegt und die Grube zugeschüttet. Wenn am Lande eine Truhe verwendet wurde, war es eine Ausnahme für „bessere“ Personen; so 1619 die Schulmeisterin von Ußling, 1646 zählt Klara, des Obertscheiders Witwe, dem Pfarrer in Ußling 1 fl, damit sie in der Truhe beerdigt werde, ebenso erhielt 1656 der Pfarrer 20 fr für die Erlaubnis, die Ursula Solreiderin in die Truhe zu legen. 1672 wurde Peter Lufaser, Solberer in Ußling, in einer Truhe begraben, wozu der Pfarrer gegen Bezahlung die Erlaubnis gab, und 1745 bestimmt Jakob Stoder, Müllermeister zu Bairasdorf testamentarisch, daß sein Leib in einer Truhe soll zur Erde bestattet werden, und noch 1813 findet es eine W.-Matreier Schustermeisterin notwendig, testamentarisch zu bestimmen, daß ihr entsetzter Leib in einer Truhe beigesetzt werden soll.

1784 wurde auch in Ostrol das Hofdekret publiziert, daß die Leichen unbedeckt, in leinene Tücher oder Säcke eingewickelt, ohne Totenruhe zu begraben sind, doch schon 1785 erging die weitere Verordnung, daß sich jeder mit oder ohne Truhe begraben lassen könne; im übrigen habe es aber bei der früheren Verordnung zu verbleiben, und von da ab erscheinen dann auch in den Verlassenschaftsabhängungen die Kosten der Totenruhe häufiger verrechnet.

Grabkreuze findet man in bäuerlichen Abhängungen auffallend selten verrechnet, so daß man annehmen muß, daß

sie in älterer Zeit nicht allgemein verwendet wurden. Ich erkläre mir dies so, daß das Grabkreuz früher nicht die Bedeutung hatte wie heute. Als christliches Symbol war es in einem dürftigen Friedhof unnötig, denn Christen waren sie ja alle, die hier lagen; als Stütze einer Schrifttafel war es zwecklos, da doch nur wenige Personen im Dorfe lesen konnten und die Schrifttafel darum unbezweckelt war. In der kleinen Gemeinschaft mußte ohnehin jeder, troß seine Lieben lagen.

Erst von zirka 1780 an finden sich mehr und mehr Grabkreuze verzeichnet, welcher Zeitpunkt auch mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht zusammenfällt. Eisener Grabkreuze habe ich in älterer Zeit nur bei wohlhabenden Wirten am Lande gefunden.

Seelengottesdienste waren in älterer Zeit am ersten, siebenten und dreißigsten Tag nach dem Ableben gebräuchlich. Am dreißigsten bezogen sich die Angehörigen nach dem Gottesdienst zum Richter, um die Verlassenschaftsabhandlung einzuleiten, worum wurde diese Verhandlung auch die Dreißigsterverhandlung, oder kurzweg „sein Dreißigst“ genannt. Später ist schon nur der Name

geblieben, während die Verhandlung an einem dem Richter beliebigen Tage früher oder später stattfand. Die Inventur der Verlassenschaft fand gewöhnlich gleich nach dem Todefall statt, doch fanden sich die Erben nicht selten, wenn die Verhältnisse keinen Streit erwarten ließen, mit dem Richter ab, so daß eine Inventur unterblieb.

Schon 1754 berichtet der Pfleger in Urten, daß nur zwei Seelenmessen oder Ämter üblich seien und 1758 heißt es von einem Schneidermeister im Dorfe Urten: „Heute Begräbnis mit gewöhnlichem Gottesdienst und Dreißigst“. Man hat es also in einem abgetan.

Nach dem Seelengottesdienste fand gewöhnlich ein Totentanz beim Wirt statt, dessen Kosten auf Rechnung der Erben gingen. Totenmäher waren, scheint es, in Stirrol nicht üblich.

Bei einer ledigen Frau vom Desterger auf Bedlach bei W. Motrei fand ich 1767 neben einem Totenkreuz per 4 kr. für die Ebenlänge beten 40 kr und die Wirtszehrung von 3 fl 15 kr noch „für das sogenannte Kopftreiben“ 2 kr verrechnet, für welche Bezeichnung ich keine befriedigende Erklärung finde, und die mir auch sonst nie begegnete.

Heimatliches Schrifttum

Osterreichische Zeitschrift für Volkskunde, Kongressheft 1952, Sonderheft der österr. Ztschr. f. Volkskunde, Heft 3/4, Bd. 6; herausgegeben v. Verein f. Volkskunde in Wien unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Dr. Anton Dörner, geleitet von Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt. 40 Seiten, 26 Abbildungen, Preis Schilling 20.—

Das außergewöhnlich starke, bedruckte Doppelheft der Zeitschrift ist den beiden wissenschaftlichen Zusammenkünften im Herbst 1952 in Wien gewidmet: dem 4. Internationalen Kongress für Anthropologie und Ethnologie, der eine eigene Sektion „Volkskunde“ unter Vorsitz von Prof. Dr. Leop. Schmidt hatte, und der 7. Osterreichischen Volkskundetagung. Dem entsprechend weisen die wichtigsten Beiträge dieses Heftes sowohl räumlich wie geistig vor allem nach diesen drei Disziplinen, zeigen aber gemeinsam mit der reichen Chronik der Volkskunde und dem umfangreichen Besprechungsenteil mit: außereuropäischen und lebendig die öst. Volkskunde an der gesamten Kulturforschung Anteil nimmt.

Erzählungen im Leitartikel führt Prof. Dr. Robert Bleichsteiner, der Direktor des Völkerkundemuseums in Wien, erstmalig in das Masken- und Fastnachtstreiben der Völker am Kaukasus ein. Er bringt uns durch die verblüffende Ähnlichkeit mancher Frühjahrsbräuche oder Gesellschaftsspiele bei Georgiern, Swanen, Armeniern, Osseten, Ingushen, Avarern, Kubatschnern mit unseren mittel- und westeuropäischen Wintern- und Frühlingsumzügen, z. B. der wilden Jagd, der Hochzeitsmaskeraden, der Neujahrsgratulationen und selbst der Oster- und Sonnenwendfeier, sowie unserer Männerbünden und Bruderschaften unaufdringlich die uralten Beziehungen der indogermanischen Völkerstämme zum realen Bewußtsein. Sogar wesentliche Züge der Kärntner Brieselbräuche und Zillertaler Holmenkämpfe treten uns darin entgegen.

Einen ähnlichen Gedankengang entwickelt Dr. Franz Lipp in der eingehenden Beschrei-

bung und wissenschaftlichen Deutung der drei „Sechser Vogelschärer“, d. i. besonders reich mit Symbolen ausgestattete eiserne Kerzenhalter in bekannter altgermanischer Form. Bei der Betrachtung der in Type A geschilderten, zentralen Gestirnsymbole wäre nur noch die Deutung als „Sonne und Mond“ zu überlegen, da gerade der in Type B an Stelle des Gestirns tretende Halbmond das Symbol der „Morgenröte“ bildet (Josef Strangmann). Gustav Guggisch, der Altmeister der Wiener Brauchforschung, kennzeichnet die alpenländischen Kampfspiele und zeigt ihre Bedeutung für den häuerlichen Menschen und die ständige Verbindung ihrer Spielregeln mit den Sching- und Kulkstücken, wie es z. B. vor der Bogner Pfarrkirche der Fall war.

Prof. Dr. Anton Dörner gibt den Wandel im tirolischen Volkskörper seit 1900, gehalten als Vortrag bei der 4. öst. Volkskundetagung, wieder, und zeigt darin die Bedeutung der Kultur für die Ausbildung und den Wandel einer Lebensgemeinschaft mit eigenem Brauchtum auf.

Prof. Dr. Leopold Schmidt beschäftigt sich mit dem Vogel „Selbsterkennnis“, einer nach einer Rechenart geschnittenen Holzplastik des Museums für Volkskunde in Wien.

Prof. Dr. Rudolf Krieh gibt einen ausführlichen Augenzeugenbericht über die neue, kurzlebige Massenmalfahrt Heroldsbach, mit Dokumentarabbildern.

Prof. Dr. Richard Wittmann verantwortlicht das Weiterleben der alten Hausmarken im Gossener Tal.

Nachruf und eine kurze Bibliographie gelten dem jueden hochangesehenen Meister der Volkskunde des klassischen Altertums an der Universität Wien, Prof. Dr. Ludwig Kadermacher.

Nicht weniger als 35, zum Teil sehr ausführliche Buchbesprechungen zeigen den weiten Umfang der modernen Volkskunde, von dem heimischen bis zu den amerikanischen Neuerkennungen.

„Art und Brauch im Lande ob der Enns“ von Franz Lipp, mit zehn Bildtafeln von Roland Hunderthaus-Kautscher und 24 Texttafeln (Sachlexikon-Blockband), Otto Müller-Verlag, Salzburg, Preis 138 Schilling.

Unvergleichlich schon durch das Albumformat sowie durch den Inn- und geschmackvoll außen im Bierjard, innen im Wasserdruck e. staketen Einband ist diese vollständige oberösterreichische Volkskunde geradezu einmalig durch die glückliche Zusammenlegung von je einem Textblatt und je einer Bildtafel zu einem richtigen Volkskunde-Atlas. Jeder Teil bringt seinen Inhalt so erschöpfend, daß es gleich behelend bleibt, ob nun ein Sachmann den Text oder ein Laie die Bildtafeln durchstudiert. So die Ausmachung dieses Werkes ist so verständig, daß es füglich als bilderreiches Märchenbuch für jung und alt angesehen und erworben werden kann.

In zehn Kapiteln: „Raum und Mensch“ (das wir Geographie und Geschichte nennen wollen), „Volksstum“, „Wirtschaft und Arbeit“, „Werke der Volkskunst“, „Volksstrachten“, „Brauchtum bei Geburt, Hochzeit und Tod“, „Brauchtum im Jahreslauf“, „Spiele und Tänze“, „Sagen und Märchen“, „Essen und Trinken“ schildert Dr. Franz Lipp, der Leiter der volkskundlichen Abteilung des oberösterreichischen Landesmuseums Carolinum in Linz, die gesamten nördlichen Lebensäußerungen Oberösterreichs und erweist sich darin als ausgezeichneter Kenner seiner Heimat, als moderner Vertreter seines Faches und als tiefgründiger Wissenschaftler von gehaltvoller Darstellungsmethode.

Die hier vorliegende „Ganzheitschau des oberösterreichischen Volkstumes“, d. i. seine „zeitlose Lebensart in geschichtlicher Entwicklung“ wird dadurch, daß Oberösterreich ein „Österreich im kleinen“, ja in vielfacher Hinsicht kein Herz ist und Anteil an allen drei Bodenformen Österreichs: Hoch-, Mittelgebirge und Flachland hat, vergleichsweise zu einer allgemeinen Volkskunde Österreichs.

Im Lande ob der Enns scheinen z. B. neben keinen moosialischen Dörfern und Vierhäusern auch der kärntnerisch-südtirolische Wirtshof und das salzburgisch-bayerische Einhaus auf, da gibt es neben jenen großen Bräuern, Webern und Salzherrn auch die Weber, Jäger und Holzjäger, neben dem Hirtenglasbild und dem Bogerl- und Kletterkasten auch die für Tirol typischen Krippenschnitzer, Spielwarenerzeuger und Tuffsemler, neben der Bürgerstracht der reichen Steyrer Sontenschmiede und der schönen Einzeirnen auch die steirische und bairische Landestracht, neben dem bekannten Steyrer Krippel und der berühmten Hallstätter Projessien auch die für ganz Österreich nachgewiesene Wilde Jagd und die Faschinggeher, neben dem Ebenseer Schwärzertanz auch den bei uns heimischen Schleunigen und Siebenschnitt, die Donauwelschen und die Mondbeerträger, der Donaufürst und das Linzer Turnier treten den allgemeinen österreichischen Sagen von der Trud und den vielen Kindmutterzählungen gegenüber. Dem Essen und Trinken ist, entsprechend der leblichen Wichtigkeit dieser Funktionen, der größte Raum gewidmet, wenn auch außer der „stübigen“ Einzertorte, dem kullischen Hirzbräu, dem Leinöl Pluget und Mondieer Weckkäse, dem Americhgener und Edelmost nicht allzu viele vom übrigen Alpenlande abzwehende Spezialitäten aufzuführen.

Die den volkskundlichen Charakter geistig und inhaltlich, formal und farblich so trefflich wiedergebenden Bildtafeln wollen keine Kunstwerke sein, sie verleben vielmehr dem ganzen Werk das Wesen eines wunderhübschen, bedruckten Volksbuches, das sicher dem markantesten Gehalt deselben von Nutzen ist und auch dem Verleger der sich durch die Herausgabe dieses Atlas in so schöner Ausmachung hohe Verdienste um die Volkskunde erworben hat, hoffentlich zugute kommt.

Dr. Franz Kofreider.